

Das Ende des 2. Weltkrieges in Visselhövede

Aufzeichnungen einer Lehrerin

Es gibt sicher viele Menschen in Visselhövede, die in den Jahren 1944/45 Größeres erlebt haben, als sie hier aufgezeichnet finden. Es kommt der Verfasserin auch nicht auf eine lückenlose Schilderung der damaligen Verhältnisse an. Sie will nur mitteilen, was in der Schule und in deren allernächster Umgebung geschah.

Durch die Evakuierten aus Bremen, Hamburg und anderen Großstädten hatte sich die Einwohnerzahl bis zum Jahre 1944 sehr erhöht. In meinen eigenen Räumen wohnten z. B. sechs Personen statt einer einzigen. Man mußte zufrieden sein, wenn man noch ein Schlafzimmer für sich hatte. Die Schülerzahl in der Schule verdoppelte sich fast, und an Lehrern mangelte es sehr. Wir waren froh, als sich zwei Hamburger Lehrerinnen, die in der Brandnacht 1942 alles verloren hatten, bei uns zum Schuldienst meldeten. Ein paar Klassen konnten nun geteilt werden. Doch die Stundenzahl blieb auch jetzt noch weit hinter dem Soll zurück. Dazu kamen die sich täglich mehrenden feindlichen Flieger. Sobald die Sirenen aufheulten, liefen wir in die primitiven Luftschutzunterstände, die man für uns auf dem Schulhof und im Garten errichtet hatte. Meine Kleinen ängstigten sich, manch ein Gesicht verzog sich zum Weinen. Um sie abzulenken, erzählte ich ihnen Märchen und Geschichten, doch mit einem Ohr horchten wir alle nach draußen auf das Brummen der Fliegergeschwader, die über uns hinwegzogen. Ein Aufatmen ging durch die Reihen, wenn das Entwarnungssignal ertönte.

Anfang September 1944 kam die Nachricht: „Alle Schulen in Visselhövede sofort schließen. Morgen kommen 500 holländische Flüchtlinge, die dort untergebracht werden müssen. Die Lehrpersonen stellen sich als Betreuer zur Verfügung.“ Nun war es aus mit dem Unterrichten. Das Inventar der Klassenräume kam auf den Boden, statt dessen wurden zwei Lagen Stroh an den Längswänden ausgebreitet und Decken darauf gelegt. Wir warteten lange. Erst gegen 22 Uhr abends kamen die Lastwagen mit den holländischen Gästen auf den Hof gefahren. Die Verteilung auf Volksschule, Mittelschule (Mozartstraße), Konfirmandensaal, Schule an der Schäferstraße und Landwirtschaftsschule (Gartenstraße) nahm einige Zeit in Anspruch, so daß Mitternacht vorüber war, bis jeder seinen Platz gefunden hatte. Ich ging noch einmal durch alle Klassen der Volksschule. Da lagen sie nun, die Männer, Frauen und Kinder, die so fest an den Sieg des Nationalismus glaubten, und die darum vorläufig ihre Heimat verlassen mußten. Ob ihre Hoffnung in Erfüllung gehen wird?

Das Tagewerk beginnt um 6 Uhr. Ein Klassenraum ist nicht belegt. Hier gibt es eine elektrische Kochstelle, wo Mütter mit Kleinkindern Milch wärmen

können. Auf zwei langen Tischen bereitet man die Frühstücksbrote. Holländische Frauen helfen dabei. Etwa 1000 Schnitten werden mit Margarine und Kunsthonig bestrichen und von mir für jede Klasse abgezählt. Ich achte genau darauf, daß jeder sein Recht bekommt, und doch verschwinden mir manchmal die Schnitten unter den Händen. Wer will es einer Mutter verdenken, wenn sie für ihre heranwachsenden, hungrigen Kinder ein Stück Brot in der Schürzentasche davonträgt. Mittags wird bei Schlachter Bergmann in großen Kesseln das Essen bereitet. Zum Kartoffelschälen, Gemüseputzen und Geschirrspülen melden sich stets genügend Holländerinnen. Sie hoffen auf einen Extraschlag. Wenn man von dem Leben muß, was es auf Lebensmittelkarten gibt, ist die Portion ziemlich klein. So kommt es, daß manchmal selbst um Pellkartoffeln gekämpft wird.

Aus meinem Geburtstag machen die Flüchtlinge ein großes Fest. Als ich morgens zur Schule komme, steht die ganze Belegschaft auf Flur und Treppen bereit zu einem Ständchen. Es folgt eine Ansprache, dann ein Volkstanz in holl. Tracht und schließlich überreicht mir ein junges Mädchen eine kleine Brosche. Ich bin wirklich tief gerührt und möchte allen gern eine Freude machen. Aber wie? Wir Deutschen haben ja auch nur leere Hände. Es gelingt mir, die Lagerleiterin zu erweichen, daß sie nachmittags eine Tasse Kaffee und ein Stück Semmel spendiert. Beim Kaufmann bekomme ich 1 Zentner Äpfel. Das gibt einen Festschmaus ab.

Das Leben im Lager ist im Grunde genommen so trostlos für die Leute, daß uns Lehrerinnen, die wir es täglich sehen, oft das Herz weh tut. Wir freuen uns darum mit, wenn einmal das ewige Einerlei unterbrochen wird. Eine solche Unterbrechung ist für die Holländer der Niklastag. Groß und klein freut sich schon lange darauf. Herr Hasenbein wird als Bischof verkleidet. Er sieht wirklich prachtvoll aus in seinem farbigen Priestergewand und der hohen Bischofsmütze. Den Sack mit Keksen, Äpfeln und Nüssen trägt ein kleiner schwarzer Teufel, der wie ein Irrwisch zwischen den Kindern herumspringt und mit der Rute fuchtelte. Sein Mundwerk steht nie still. Er muß ja das Reden besorgen, denn der vornehme Bischof kann kein Holländisch. Der kann nur mit dem Kopf nicken und „Chja!“ sagen.

Januar 1945 liegen die Holländer immer noch auf Strohsäcken. Der hoffnungsvolle Glaube ist ein wenig wankend geworden, denn man sieht bereits die ersten Trecks mit den Flüchtlingen aus dem Osten am Schulhaus vorbeiziehen. Neues Elend!

Ende Januar kommt die Nachricht: „Die Schulen müssen sofort geräumt werden. Das Reservelazarett Rotenburg nimmt sie in Besitz.“ Die Holländer müssen nach Hause, oder sie kommen in ein anderes Lager.“ Das gibt Tränen und Unmut. „Zu Hause wird man uns nicht freundlich empfangen und ein anderes Lager wird noch schlechter sein.“

Wir Lehrer haben weiterhin keine Aussicht auf einen normalen Unterricht. Über 700 Kinder und keinen einzigen Schulraum. Man muß sich zu helfen wissen. Wenn von 13 bis 14 Uhr kein Fliegeralarm zu hören ist, fahren oder gehen die größeren Kinder mit ihren Lehrern nach Nindorf oder Schwitschen, dort ist die Schule ja nachmittags frei. Die Mittelstufe wird im Kinosaal unterrichtet. Hier fehlen die Tische, aber man kann ja auf den Knien oder auf dem Rücken des Vordermannes schreiben. Hauptsache ist, man hat einen Fetzen Papier und eine Bleifeder. Ich habe mit meinen Kleinen sehr viel Glück. Herr W. hat den

Tagesraum der Fabrikarbeiter für uns freigegeben. Wir haben Tische, aber wir haben keine Fibel, keine Tafel und keine Hefte. Ich schaffe Rat. Eine Buchhandlung überläßt mir aus alten Beständen 30 Hefte minderwertigen Papiers und auch 30 Bleifedern, die ich wie einen Schatz hüte. Wenn man keine Fibel hat, schreibt man selber eine. Nachmittags trage ich in alle Hefte einen neuen Buchstaben ein. Am nächsten Vormittag wird der Buchstabe gelernt und im Heft geübt. Man kann auf diese Weise auch lesen und schreiben lernen. Wer es nicht glaubt, frage die damaligen Schüler.

Im Februar und März kommen die feindlichen Flugzeuge immer häufiger. Es vergeht fast kein Tag ohne Alarm. Reisen macht keinen Spaß mehr. Neulich stehe ich auf dem Bahnhof, um nach Rotenburg zu fahren. Über uns kreisen ein paar Flugzeuge. Sind es feindliche? Unser Zug fährt aber. Schon stößt eine der Maschine herunter. Die erste Salve geht neben uns ins Feld. Der Zug kommt zum Stehen. Wir werfen uns unter der Überführung an die Böschung. Neben mir liegt kreidebleich der Zugführer. Schon ist das Flugzeug zum zweiten Male über uns. Es knattert und die Lokomotive ist dahin. Ich schaue den Zugführer an. Ihm war der Tod besonders nahe. Keiner von uns ist verletzt. Schlimmeres erfahren die Reisenden des zweiten Zuges, der mit uns zur selben Zeit vom Bahnhof in Richtung Soltau abfuhr. Sie finden keine Deckung und zwei Personen werden tödlich getroffen. Alle Brücken sind gesprengt, um den Feind am Vormarsch zu hindern. Die Hauptzugangsstraßen in Visselhövede sind mit Panzersperren versehen, die zu jeder Zeit geschlossen werden können. Der Volkssturm ist alarmiert und hat sein Hauptquartier in der Post. Er hat die Aufgabe, die Panzersperren zu schließen. Ob dem Feind das etwas ausmachen wird? Die Bewohner beginnen, ihre Wertsachen einzugraben. Ich verstecke ein paar Gegenstände, die mir lieb sind, unter den Kohlen im Keller. Man hört stündlich den Kanonendonner aus Walsrode. Niemand mag noch arbeiten. Man steht auf der Straße und debattiert. Mein Nachbar meint: „Hier in der Nähe des Lazarets sind wir weniger gefährdet. Das Rote Kreuz auf dem Dach der Schule gewährt uns Schutz.“ Wer weiß?

4. 4. Der Unterricht fällt aus. Fast den ganzen Tag Fliegeralarm.

6. 4. Die Schule wird geschlossen, die Eltern schicken ihre Kinder nicht mehr.

7. 4. Scharenweise ziehen die Leute mit Sack und Pack in die Heide. Die Wege nach Buchholz und Rosebruch sind sehr bevölkert.

9. 4. Es gibt pro Person 1¹/₄ Pfund Butter, 14 Eier und 1 Flasche Rotwein. Alles ohne Marken, aber man muß Schlange stehen.

10. 4. Tiefflieger greifen den Bahnhof an. Ein Munitionszug wird getroffen. Sieben Häuser an der Verdener Straße brennen aus.

11. 4. Der Tieffliegerangriff wiederholt sich. Neue Ladungen explodieren. Bei jedem Alarm ist die Straße sofort leer.

12. 4. Die Flak schießt ein englisches Flugzeug ab. Abends beobachte ich von Affwinkel aus, wie Tiefflieger Visselhövede angreifen. Die Flak antwortet mit Leuchtspurmunition.

Sonntag, der 15. 4. Während des Gottesdienstes treffen Tiefflieger von Deylens Fabrik. Die Detonationen erschüttern ganz Visselhövede. In der alten nahegelegenen katholischen Kapelle bricht fast eine Panik aus. Nur der amtierende Prälat behält die Ruhe. Aufrecht steht er am Altar und sagt mit fester Stimme: „Und nun laßt uns beten.“ Zwei Hallen der Fabrik brennen vollständig aus.

16. 4. 18 Uhr. Alarm! Tiefflieger und der erste Artilleriebeschuß. Scherben, Splitter, zerschossene Häuser, zwei Tote und drei Verletzte. Ich schlafe zum erstenmal im Keller.

17. 4. Ruhe vor dem Sturm. Die Front rückt näher.

18. 4. Den ganzen Tag Aufklärungsflugzeuge. Nachmittags Bordwaffenbeschuß und Bomben durch Tiefflieger. Um 19 Uhr setzt plötzlich starkes ohrenbetäubendes Artilleriefeuer ein. Ich stürze in den Keller und mit mir etwa zwölf Personen von der Straße. Es kracht und splittert überall. Eine Granate trifft unseren Laden (Große Straße 23) und reißt die Straßenseite auf. Fenster und Dachziegel zerspringen. In einer Feuerpause leert sich der kleine Keller. Jeder möchte zu Hause bei seinen Lieben sein. Nur Schwester Emmy und zwei Verwundete aus dem Lazarett bleiben da. Wir hocken auf der Liege und auf zwei Stühlen. Bei jedem Einschlag meinen wir: „Jetzt ist es aus.“ Unwillkürlich ducken wir uns und halten die Hände vor Augen und Ohren. Um 20 Uhr tritt etwas Ruhe ein. Ein Soldat verläßt uns, und Schwester Emmy wird zu einer Entbindung gerufen. Ich bitte den zweiten Soldaten, Herrn Biller, die Nacht bei mir zu bleiben. Irgendwie ist mir seine Gegenwart eine kleine Beruhigung. Wohin soll er auch sonst? Das Lazarett hat nur einen ganz kleinen Keller für Schwerverwundete und für Familie L. Wir lassen alle Türen offen und versuchen zu schlafen.

19. 4. Morgens um 3 Uhr setzt neues Bombardement ein. Gegen 7 Uhr wird es etwas ruhiger. Der Feind scheint schon in der Stadt zu sein. Wir verzehren unser Frühstück im Keller. Das Knattern der Maschinengewehre kommt immer näher. Auf dem Bürgersteig sehe ich zwei zielende Engländer liegen. Stölpes Haus brennt. Der Oberstabsarzt wird fluchen und toben, daß das Rote Kreuz nicht mehr Respekt einflößt. Biller und ich spähen durch die Flurtür und sehen den ersten feindlichen Panzer durch die Straßen rollen. Biller: „So sind wir also in Feindeshand“, und er entfernt sein Hoheitszeichen vom Soldatenrock. Der Straßenkampf geht weiter. Besonders tobt er um von Deylens Fabrik, wo sich deutsche Soldaten verteidigen. Gegen Mittag wieder neues Artilleriefeuer. Wir wollen in den Keller flüchten. Auf dem Flur stoßen wir mit zwei Engländern zusammen. Beim Anblick meines Soldaten fragen sie drohend: „He?“ Biller zeigt auf seine Verwundung und die Engländer ziehen ab. Nach dem Mittagessen begibt sich Biller zu seinen Kameraden ins Lazarett. Nun ist er ein Gefangener.

Gegen 16 Uhr flüchtet ein blutjunger deutscher Offizier ins Haus. „Bleiben Sie im Keller. Ich will nur von hier einen Panzer abschießen.“ Ist der Mann noch normal? Ich protestiere heftig. Ob er es einsieht? Jedenfalls will er sich jetzt bei uns verstecken. Auch das ist Unsinn. Schwester Emmy und ich überreden ihn schließlich, ins Lazarett zu gehen. Zum Schein wird sein Bein verbunden, und er muß am Arm von Schwester Emmy ins Lazarett humpeln. Kaum hat sich die Tür hinter ihm geschlossen, da erscheinen fünf Engländer mit vorgehaltenen Maschinenpistolen und durchsuchen das Haus nach deutschen Soldaten. Ach, wie bin ich dankbar! Was wäre geschehen, wenn sie zehn Minuten früher gekommen wären?

Auf der Straße treibt ein englischer Panzer einen Trupp von etwa 20 deutschen Soldaten vor sich her. Die armen Gefangenen haben die Hände am Hinterkopf und müssen laufen. Dieser Anblick tut mir sehr weh. Ich kann nicht anders, ich muß weinen. Ein Verwundeter bittet mich um eine Bestellung in der

Schillerstraße. Bis zur Gartenstraße komme ich ungeschoren, doch dort haben sich Engländer eingegraben, die mir das Weitergehen verbieten.

Abends kommt das alte Ehepaar Sch. und bittet um Nachtquartier. Frau Sch.: „Wir haben alles verloren. Das Haus ist zerstört, die Möbel sind zerschlagen, aus Schränken und Schubladen ist alles geraubt. Ich mußte machtlos zusehen. Und als ich weinte, meinte einer von der Truppe: „Ja, Madam, das ist der Krieg.“ Da meine Mitbewohner ja alle seit Tagen fort sind, habe ich Platz genug. Ehepaar Sch. schläft im Keller, und ich bin allein oben in meinem Schlafzimmer.

20. 4. Am frühen Morgen fahren viele feindliche Panzer am Haus vorbei. Plötzlich stoppt der Zug, fünf bis sechs Soldaten springen heraus und dringen in unseren Laden, der ja keine Vorderwand mehr hat. Sie plündern und montieren ab, was noch zu gebrauchen ist. Zitternd stehe ich hinter der Flurtür, die zum Laden führt. Vor dieser rohen Gewalt habe ich Angst. Gleich werden sie auch zu mir hereinstürmen. Doch da ertönt das Signal zur Weiterfahrt, und ich atme hörbar auf.

Zum Mittagessen erscheint neben Ehepaar Sch. auch der Domkapitular. Er hat schmutzige Hände und fragt: „Darf ich mich waschen? Ich habe soeben notdürftig einen Toten begraben, der in unserem Garten lag.“ Ich bewundere den Prälaten. Er hatte seinerzeit eine hohe Stellung inne, jetzt lebt er seit Jahren hier in der Verbannung, darf das Weichbild der Stadt nicht verlassen und steht unter Aufsicht der Gestapo. Von einer Verbitterung kann keine Rede sein, er ist freundlich und bescheiden, dabei unerschütterlich. Man muß ihn hoch achten.

21. 4. Wir fangen mit dem Aufräumen an. Da Fensterscheiben fehlen, vernagele ich die Öffnungen mit Pappe. Es regnet überall durchs Dach. Doch wozu ist mein Hauswirt Maurer? Er wird das Dach schon in Ordnung bringen können.

22. 4. Ich muß immer an die Gefangenen im Lazarett denken. Wie kann ich ihnen eine Freude machen? Ich backe Kekse und nehme einen Stapel Monatshefte, um beides in die Schule zu bringen. Ruhig gehe ich zwischen den beiden englischen Posten hindurch. Das Zimmer ist voller Soldaten und die Luft dementsprechend. Man mag kaum atmen. Als Biller mich sieht, wird er ganz blaß: „Menschenskind, wie kommen Sie hier herein? Wissen Sie denn nicht, daß jede Privatperson, die mit uns spricht, erschossen werden kann?“ Ich drücke meinem Soldaten die Sachen in die Hand und verschwinde lieber auf dem schnellsten Wege.

25. 4. Es gibt zwei Pfund Brot, aber man muß sich erst hinter eine 50 m lange Schlange stellen, und kommt man dran, ist der Vorrat gerade erschöpft, und man muß bis zum Nachmittag warten. Wenn man Glück hat, bekommt man bei einem Bauern etwas Milch. Molkerei, Post und alle wichtigen Gebäude sind von Engländern besetzt und dürfen vorläufig nicht arbeiten.

26. 4. Die verwundeten Gefangenen kommen nach Röttenburg. Die Schule ist im Augenblick leer, es sieht aber böß darinnen aus. Ich stehe wegen einer Glas-scheibe Schlange, habe aber keinen Erfolg.

Das ist nun das Ende des Kampfes um Visselhövede: 82 vollständig zerstörte und abgebrannte Häuser, weitere 200 sind schwer beschädigt, alle anderen leichter. Außer einigen Zivilisten mußten 48 junge Soldaten ihr Leben lassen. Dazu kommen noch 7 Kinder im Alter von 4 bis 13 Jahren, die beim Schrottsammeln durch Explodieren einer Bombe starben.

Eine traurige Bilanz. Die Betriebe stehen still. Alle öffentlichen Gebäude sind von den Engländern besetzt. Auf dem Bahnhof herrscht Totenstille. Kein Zug verkehrt, keine Briefe werden befördert, keine Zeitung erscheint. Man weiß nichts von der Außenwelt. Kaum kann man glauben, daß es jemals wieder anders werden könnte.

Und doch geht das Leben weiter. Herr Heins und nach ihm Herr Quellhorst übernehmen das Bürgermeisteramt. Unter ihrer Leitung beginnt nach Kriegsende die Stadt sich langsam zu erholen. Nachdem im Sommer wochenlang englische Besatzungstruppen in der Schule lagen, wird sie endlich zum 1. September 1945 für den Unterricht freigegeben. Die Lehrer dürfen ihren Dienst wieder antreten. Jeden Morgen beginnt Herr Rektor Hasenbeins Amtshandlung damit, daß er seinen Tabaksbeutel öffnet und all seinen Kollegen vom Inhalt anbietet. Der Tabak ist selbstgebaut, um ihn zu strecken, hat er Ma-chorka daruntergemischt. Die Herren greifen freudig zu, denn Tabakware ist sehr, sehr knapp. Die Damen verlassen fluchtartig das Lehrerzimmer und warten lieber auf dem Flur bis zum Beginn des Unterrichtes.

Die Raumnot in der Schule ist katastrophal. Für 741 Volksschulkinder werden 14 Klassen gebildet, die in sechs Räumen unterrichtet werden müssen, denn die Schule in der Schäferstraße ist von Ostflüchtlingsen belegt. Man besorgt eine Baracke mit vier Räumen und läßt das kleine Kinozimmer zu einer Klasse herrichten. Ganz allmählich bessern sich die Verhältnisse. Nach einem Jahr kann man wieder Hefte kaufen, aber wir haben Sparen gelernt, niemand darf darin eine Reihe überschlagen. Es ist uns zur Gewohnheit geworden.

Lebensmittel bleiben weiterhin noch lange knapp. Mit großer Freude begrüßen die Kinder die Hoover-Speisung. In der zweiten Pause essen alle minderbemittelten Kinder mit Hilfe Amerikas einen Teller voll Milchsuppe. Weihnachten gibt es sogar eine Tafel Schokolade. Das läßt die Kinderaugen strahlen. Die Verhältnisse bessern sich, nur die Raumnot bleibt noch lange. Erst 1950 nimmt die Planung eines Anbautraktes festere Formen an.

Dora Steimke, Konrektorin i. R.

*aus: Festschrift zur Einweihung der Mittelparochiale
Visselhövede 29. Aug. 1969*